Aus der Klinik für Gemüts- und Nervenkrankheiten in Tübingen.

Zur Casuistik

des

Wandertriebs auf psychopathischer Grundlage.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

in

der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe

unter dem Präsidium von

Professor Dr. R. Gaupp

o. ö. Professor der Psychiatrie und Neurologie, Vorstand der Klinik für Gemüts- und Nervenkrankheiten zu Tübingen

einer

hohen medizinischen Fakultät der Universität in Tübingen

vorgelegt von

Hermann Dussler

aus Ulm a. D.

Cannstatt 1912

Buchdruckerei von August Dussler.

Aus der Klinik für Gemüts- und Nervenkrankheiten in Tübingen.

Zur Casuistik

des

Wandertriebs auf psychopathischer Grundlage.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

in

der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe

unter dem Präsidium von

Professor Dr. R. Gaupp

o. ö. Professor der Psychiatrie und Neurologie, Vorstand der Klinik für Gemüts- und Nervenkrankheiten zu Tübingen

einer

hohen medizinischen Fakultät der Universität in Tübingen

vorgelegt von

Hermann Dussler

aus Ulm a. D.

ACAD. LUGD.BAT. BIBL.

Gedruckt mit Genehmigung der Medizinischen Fakultät
der K. Universität Tübingen.

Referent: Prof. Dr. Gaupp.

Druck von August Dussler, Cannstatt-Stuttgart, Karlstrasse 69 B.

Wir sind heute überrascht, in der psychiatrischen Literatur der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nirgends eine Abhandlung über krankhaften Wandertrieb vorzufinden. Wir lesen nur da und dort eine kasuistische Mitteilung über somnambule Zustände. Auch Esquirol und seinen Schülern schien der pathologische Wandertrieb eine unbekannte Krankheit zu sein. Sonst hätten sie sich die Gelegenheit wohl nicht entgehen lassen, das Inventar ihrer Monomanien um eine weitere „folie partielle" in Gestalt der Poriomanie (ein Ausdruck, der erst mehr als 50 Jahre später von Donath geprägt wurde) zu bereichern. So blieb es den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts, die ja der ganzen psychiatrischen Forschung einen gewaltigen Aufschwung brachten, vorbehalten, auch der Erscheinung des krankhaften Wanderns erstmals Beachtung zu schenken. Die intensive Bearbeitung, die das interessante Gebiet alsbald gefunden hat, erhellt am besten aus dem Reichtum seiner Nomenklatur. Während Charcot in den achtziger Jahren mit seinem „Automatisme ambulatoire" den ersten wissenschaftlichen Namen für die Krankheitserscheinung schuf, erfreuen sich heute, kaum 25 Jahre später, außer der genannten noch die Bezeichnungen Fugue, Poriomanie, Wandertrieb u. a. in der deutschen Literatur allgemeinen Gebrauches.

Die Monomanienlehre gehörte also längst der Vergangenheit an, als der Wandertrieb erst eigentlich entdeckt wurde. Infolgedessen waren sich die Autoren von Anfang an darüber einig, daß dieser pathologische Zustand nicht als Krankheit sui generis, sondern als Symptom einer Krankheit aufzufassen wäre. Nur in dem Punkte gingen die Ansichten auseinander, welcher besonderen Erkrankung das Symptom Wandertrieb zukommen sollte.

Die Erweiterung des Begriffes Epilepsie, wie sie hauptsächlich die Erkennung der „épilepsie larvée" durch Trousseau und Morel, später die Beobachtung ohne Bewußtseinverlust verlaufender epileptischer Zustände, sowie die von Kraepelin und Aschaffenburg be-

schriebenen periodischen Verstimmungen auf epileptischer Basis mit sich brachten, legte die Unterordnung des vielfach auch aus Verstimmungen hervorgehenden krankhaften Wanderns unter die Epilepsie nahe. In der Tat stellt z. B. Charcot für seinen in den „Leçons du mardi" veröffentlichten Fall, einen der ersten, die ausführlicher beschrieben sind, die Diagnose Epilepsie. Und Schultze und Donath, die ersten deutschen Psychiater, die sich eingehender damit beschäftigten, berichten in ihren früheren Arbeiten fast ausschließlich von epileptischen Fuguezuständen. Dagegen hielten schon zu derselben Zeit andere, besonders französische Autoren, epileptischen und hysterischen Wandertrieb streng auseinander. Pitres waren 1891, als er die „Leçons cliniques sur l'hystérie" schrieb, die beiden Formen bereits geläufig. Er führt aber außer diesen noch eine dritte Form an, eine „vagabondage impulsive sans symptomes ni d'épilepsie ni d'hystérie" und erklärt diesen Zustand durch „un certain degré de neurasthénie." Doch wurden die Fälle, die sich von da ab in der Literatur häuften, immer noch zum größten Teil als epileptisch angesehen.

Eine Sichtung des zusammengetragenen Materials brachte im Jahre 1903 Heilbronners gründliche Arbeit „Ueber Fugues und fugueähnliche Zustände." H. scheidet zunächst alle diejenigen Wanderungen, die sich bei länger bestehenden Störungen der Geistestätigkeit (z. B. Manie, Paranoia, Demenz) finden, aus und versteht unter Fuguezuständen im engeren Sinn Wanderungen, die „unter dem Einfluß plötzlich in die Erscheinung getretener krankhafter Momente von Personen unternommen werden, die entweder vorher geistig überhaupt nicht erkrankt waren, oder jedenfalls bis dahin keine Erscheinungen dargeboten haben, die an sich zu derartigen Wanderungen hätten Anlaß geben können." Die Mehrzahl der Fälle von Poriomanie ist nach H. nicht epileptischer Natur. Die periodischen Verstimmungen, die den Reisen fast regelmäßig vorausgehen, genügen H. nicht, um die Diagnose Epilepsie zu sichern. Er findet periodische Verstimmungen auch bei Hysterikern, Neurasthenikern, Imbezillen, psychisch Gesunden. Während bei letzteren die Verstimmungen keine weiteren Folgen nach sich zu ziehen pflegen, können sie bei psychisch minderwertigen Personen fugueartige Zustände auslösen. „Die Fuguezustände lassen sich in der übergroßen Mehrzahl auffassen als die krankhafte Reaktion degenerativ veranlagter Individuen auf dysphorische Reize."

Heilbronners Arbeit bildet die hauptsächliche Grundlage für die neueren Abhandlungen über Poriomanie. Genauer untersucht wurde seitdem besonders noch die Frage der Bewußtseinsveränderung, der ihre ausschlaggebende Bedeutung für die Diagnose der Epilepsie durch die Arbeiten Siemerlings, Raeckes u. a. genommen wurde. Wir wissen heute, daß einerseits bei Epileptikern poriomanische Attaken sowohl mit als ohne tiefere Bewußtseinsstörung, also in Zuständen von völliger Klarheit bis zu schwerster Bewußtlosigkeit, vorkommen; andererseits verlaufen nichtepileptische Fugues durchaus nicht immer bei klarem Bewußtsein. Analog ist der Grad der Amnesie nach abgeschlossener Reise durchaus nicht immer ein diagnostisch eindeutiges Symptom.

Aus der Fülle der neueren Literatur, speziell über nichtepileptische Poriomanie, sei noch einiges in Kürze hier wiedergegeben. Nach Schultze werden krankhafte Reisen häufig von psychopathischen Persönlichkeiten unternommen, bei denen eine besonders intensive und nachhaltige Reaktion auf Mißstimmung auftritt. „Das unbestimmte Gefühl des Sichnichtwohlfühlens — was Heilbronner Dysphorie nennt — treibt die Kranken hinaus, um ihre ärgerliche Stimmung zu ‚vertreten'". Donath hebt hervor das plötzliche Auftreten, das Zwingende des Wandertriebs, dem die Kranken unwiderstehlich unterliegen. Regis spricht von einem „besoin impérieux de marcher, de se déplacer incessament". Diese Auffassung des Wandertriebs der Degenerierten als etwas Zwangsmäßiges führte dazu, ihn mit anderen triebhaften Handlungen unter der Bezeichnung „impulsives Irresein" zu vereinigen. Ziehen erklärt die „periodische, triebartige Wandersucht durch in annähernd regelmäßigen Intervallen auftretende überwertige Vorstellungen, welche zu impulsiven Handlungen führen." Janet redet von „impulsion aux voyages, fugues chez ces névropathes: ce n'est là qu'une forme de l'idée fixe impulsive parmi tant d'autres, c'est l'impulsion réduite chez ces malades obsédés que nous avons appelés des psychasthéniques." Saiz beschreibt einen Psychopathen, der einen „Zwang zu motorischer Entladung" empfindet, um unangenehme körperliche Sensationen zu vertreiben, und der diesen Zwang bald mit schwerer Arbeit, bald mit Wanderungen befriedigt. Kraepelin führt im Kapitel „Zwangsirresein" seines Lehrbuchs den Wandertrieb „vielfach auf epileptische Verstimmungen, öfters auch auf plötzliche Antriebe bei willensschwachen Psychopathen" zurück. Endlich stellt Schlieps (Straßburg)

fest, daß „Wandertrieb stets auf ein pathologisches Nervensystem hinweist, auch wenn äußere Gründe das einmalige Entlaufen scheinbar erklären."

So hat die Lehre von der Poriomanie seit der Entdeckung des Symptomenbildes einige Wandlungen erfahren. Die Epilepsie ist der führenden Rolle, die sie anfangs einnahm, entkleidet. An ihrer Stelle hat der Wandertrieb der Hysteriker und besonders auch der Psychopathen sich das Bürgerrecht in der Psychiatrie erworben. Auch heute ist das Kapitel der Fuguezustände in der psychiatrischen Forschung noch nicht abgeschlossen. Ein jeder Fall vermag neue Anregung zu bringen. In diesem Sinn sei es gestattet, über einen in verschiedener Hinsicht interessanten Fall von Poriomanie, unter ausführlicher Schilderung des früheren Lebens des Kranken, in extenso zu berichten.

P. S., ein 35 Jahre alter Lehrer in B., einer kleinen, nahe der badischen Grenze gelegenen Ortschaft Württembergs, wurde Ende Januar 1912 auf eigenen Wunsch zwecks Beobachtung seines Geisteszustandes in die „Klinik für Gemüts- und Nervenkrankheiten" zu Tübingen aufgenommen. Den Anlaß dazu gab eine merkwürdige, 18tägige Reise, von der S. eben zurückgekehrt und die von verschiedenen Seiten als Erscheinung eines Nervenleidens angesehen worden war.

S. ist ein schlank gebauter Mann von mittlerer Größe, in mäßigem Kräfte- und schlechtem Ernährungszustand. Bei einer Körperlänge von 1,75 Meter beträgt sein Gewicht nur 60 Kilogramm. Der Brustkorb ist lang, schmal, schlecht gewölbt (Habitus phthisicus). Die Farbe der Haut und der sichtbaren Schleimhäute ist blaß, durchsichtig, anämisch. Beide Ohrläppchen sind angewachsen; der Gaumen wölbt sich ziemlich steil; über den Schulterblättern findet sich, assymetrisch angeordnet, streifenförmige Behaarung. Die inneren Organe zeigen, von einer ausgeheilten einseitigen Lungenspitzenaffektion abgesehen, keine krankhaften Veränderungen. Die Sehnenreflexe sind lebhaft. Der Reflex der Rachenschleimhaut ist kaum auszulösen. Die gespreizten Finger zittern feinschlägig.

Im Gegensatz zu diesem unbedeutenden objektiven Befunde stehen die mannigfachen subjektiven Beschwerden des Kranken. Er klagt über Kreuzschmerzen, „ein dumpfes Gefühl, wie wenn es

aufs Rückenmark drücken würde"; über ein „Druckgefühl im Hinterkopf"; besonders nach Genuß von Alkohol, gegen den er intolerant sei, trete dies hervor. Weiterhin leide er an Appetitlosigkeit abwechselnd mit Heißhunger, an Uebelkeit, „Druckgefühl und Vorwölbung in der Magengegend" und anderen Verdauungsbeschwerden. Ferner klagt er über ejaculatio præcox und das Ausbleiben des Wollustgefühles bei normaler Ausübung des Geschlechtsaktes. Er sei aufgeregt, reizbar, zu Aerger und Verdrießlichkeit geneigt.

Ein anschauliches Bild seiner zahlreichen Beschwerden gewährt die Vorgeschichte des Kranken, deren Bedeutung für die Beurteilung des Falles eine ausführliche Schilderung an dieser Stelle rechtfertigt.

Vorausgeschickt sei noch die Bemerkung, daß die Autoanamnese, welche die Grundlage unserer Ausführungen bildet, sich mit den Aussagen der Frau des Kranken und den Angaben der von der vorgesetzten Behörde eingeholten Personalakten deckt und daß sie auch, soweit eine Kontrolle durch andere Quellen nicht möglich ist, einen durchaus zuverlässigen Eindruck macht.

S. ist hereditär belastet. Der Vater ist reizbar und alkoholintolerant, die Mutter nervös und schreckhaft; der Großvater väterlicherseits war schwermütig und starb durch Selbstmord. Von vier Geschwistern ist eines ganz klein, ein zweites im Alter von neun Jahren an „Blutsturz" (Haemoptoe?) gestorben. Zwei Schwestern leben; die eine leidet an allerlei nervösen Beschwerden; die andere ist immer kränklich. Der Patient selbst war von Kind auf etwas schwach, entwickelte sich aber körperlich wie geistig normal und kam, bis zum 25. Lebensjahr, ohne schwerere Erkrankungen durch. Es ist ihm nichts bekannt von etwa überstandener Rhachitis oder spasmophilen Zuständen. Auch von Enuresis, Pavor nocturnus, epileptoiden Antizedentien irgend welcher Art ist nichts zu erfahren. Im Alter von vier Jahren — der Kranke erzählte dies erst auf besonderes Befragen — stürzte er aus einer Höhe von 3 bis 4 Metern herab, ohne sich jedoch zu verletzen und ohne das Bewußtsein zu verlieren. Irgendwelche Schädigungen seien davon nicht zurückgeblieben.

S. besuchte zuerst die Volksschule. Er lernte hier so gut, daß sein Vater daran dachte, den Sohn die theologische Laufbahn einschlagen zu lassen, und ihn im Alter von 13 Jahren zwecks Vorbereitung auf das Landesexamen, die erste Vorprüfung für den künftigen württembergischen Theologen, in die Lateinschule nach K.

schickte. Aber weder in dieser noch in einer anderen Anstalt in F., die S. aus äußeren Gründen bald darauf bezog, machte er die wünschenswerten Fortschritte. Und als er von F. eines Tags aus Verdruß über die schlechte Behandlung seitens seines Lehrers, eines Prügelmeisters, in seinen Heimatort durchbrannte und sich unter keinen Umständen bewegen ließ, in die Lateinschule zurückzukehren, mußte der Vater seine Pläne endgültig fallen lassen. Er bestimmte den Sohn für seinen eigenen Beruf, den des Volksschullehrers. — Der Ortspfarrer stellte dem S. damals das Zeugnis eines Knaben aus „mit gesundem Verstand und richtigem Urteil; aber etwas langsam, phlegmatisch; ein ehrlicher, gutmütiger, folgsamer Knabe. ... Die Erziehung war nicht richtig geleitet von dem überspannten Vater und der schwachen Mutter. ... Er zeigte viel mehr Neigung zum ‚Bästeln', wäre wie geboren zum Handwerkerberuf."

S. kam also 15 Jahre alt in die Präparandenanstalt und später in ein Lehrerseminar. Er hatte hier infolge schlechten Gedächtnisses einige Schwierigkeiten, bestand aber seine Examina glatt und unterzog sich auch der ersten Dienstprüfung rechtzeitig, wenn auch mit sehr mäßigem Erfolge, im Jahre 1897. Von da ab bis 1908 war er als Unter- und Hilfslehrer bald hier, bald dort tätig. Zeugnisse aus den Jahren 1897 und 1900 heben seine damalige „Vorliebe für naturwissenschaftliche Fächer, sein technisches Geschick und Interesse" hervor. In seinen physikalischen Studien sei er indes „nicht über einfache unterhaltende Experimente hinausgekommen". Seiner Umgebung gegenüber verhielt sich S. meist freundlich und zuvorkommend; zeitweilig ließ er sich auch zu Trinkgelagen bereit finden. Er vertrug aber nicht viel, wurde durch Alkoholgenuß reizbar und aufgeregt und kam dadurch einmal, im Jahre 1897, in Streitigkeiten wörtlicher und tätlicher Art mit einem älteren Lehrer, seinem nächsten Vorgesetzten. Die gegen S. verfügte disziplinarische Bestrafung veranlaßte ihn, sich in der Folgezeit vom Wirtschaftsbesuche zurückzuziehen und sich in seine naturwissenschaftlichen Privatstudien zu vertiefen.

Durch einen Bekannten, der spiritistische Zeitschriften las, wurde S. um diese Zeit auf Duprel's „Fernsehen und Fernwirken" aufmerksam. „Aus Interesse daran, um auf den Kernpunkt zu kommen, bis er wußte, was daran sei," las er alle einschlägigen Bücher, die er sich irgendwie verschaffen konnte. Um seine Wißbegierde zu befriedigen, sparte er sich das Geld vom Munde ab und kaufte und „studierte"

Werke über „Animismus und Spiritismus", „Gedankenkraft und Magnetismus", „das Buch der Wunder" u. a. Ja er reiste eigens nach Zürich, um einer spiritistischen Vorstellung anzuwohnen. Das Phänomen des Tischrückens, das er hier kennen lernte und das er später in seinem Bekanntenkreis öfters selbst vorführte, gab ihm viel zu denken. Er suchte nach einer Erklärung der Erscheinung und fand sie, nicht in der „Geisterwirkung", sondern in der „Gedankenkraft"; ein Begriff, der ihm durch die Lektüre Zöllner'scher Schriften geläufig geworden war. Er nahm die Mitteilungen Zöllner's über seine Experimente, welche die „Gedankenübertragung und die Willenseinwirkung auf materielle Gegenstände" beweisen sollten, ohne Kritik auf. Und als die Wanduhr in seinem Schulzimmer einige Male zufällig gerade an solchen Tagen stehen blieb, an denen der ihm nicht gewogene Ortspfarrer das Schulhaus betrat, war er der festen Ueberzeugung, der Pfarrer bringe, um ihn zu ärgern, durch Willenseinwirkung aus der Ferne die Uhr zum Stehen. — Diese wahnhaften Kombinationen hat er später nicht aufrecht erhalten.

Vom Spiritismus ging S. bald über zum Hypnotismus; auch auf diesem Gebiet las er alle für ihn erreichbaren Bücher. Er führte selbst einfache hypnotische Experimente aus, zuerst an älteren Schülern, später auf Verlangen an jedermann, der es haben wollte. Im Lauf der Jahre hypnotisierte S., wie er sagt, Hunderte, ja Tausende aus seinem Wohnort und dessen Umgebung — „Alles wollte von mir hypnotisiert sein" — er versetzte einmal seine ganze Schulklasse in hypnotischen Schlaf, hielt einen Experimentalvortrag in einer Lehrerversammlung, bis ihm schließlich von der Behörde verboten wurde, in der Oeffentlichkeit zu hypnotisieren. Sein Interesse für den Gegenstand wurde darum nicht geringer, und als ein durchreisender Berufshypnotiseur einen Vortrag hielt, stellte auch er sich zu Versuchszwecken zur Verfügung. Während aber bei allen anderen Versuchspersonen die Hypnose gelang, glückte sie bei S. allein nicht. Das verdroß ihn stark. Da er aus seinen eigenen Erfahrungen zu wissen glaubte, daß Hypnose bloß bei schwachen Menschen nicht gelinge, zog er den Schluß, daß er krank sein müße, und grübelte viel darüber nach. Er fand heraus, daß er sich „einen bestimmten Gegenstand mit geschlossenen Augen nicht so vorstellen konnte, wie mit offenen"; er „spürte, daß die Verbindung zwischen Kleinhirn und Rückenmark bei ihm fehle"; aus diesem Grunde hielt er sich für nicht hypnotisierbar.

So klang des S. Begeisterung für Spiritismus und Hypnose aus in ärgerliches Nachgrübeln über seine körperliche Konstitution. Es stellten sich hypochondrische Befürchtungen ein, die sich einer Reihe anderer, im Anschluß an eine seröse Pleuritis (im Jahre 1903) aufgetretener Krankheitsideen einfügten. Seit dieser Zeit nämlich hatte sich S. nie mehr recht wohl gefühlt; das Essen schmeckte nicht, die Verdauung war nicht in Ordnung, im Kreuz fühlte er einen dumpfen Druck. Ein ärztliches Zeugnis aus dem Jahre 1905 empfiehlt, S. einen Erholungsurlaub zu gewähren mit Rücksicht auf seine „allgemeine Nervosität, nervöses Herzleiden mit Blutarmut". S. selbst begründet sein damaliges Urlaubsgesuch mit „bedeutenden Störungen im Nervensystem; ich brachte seit meiner Krankheit im Jahre 1901 meine Nerven nicht mehr auf die Höhe wie vorher".

Die Form des Urlaubsgesuches läßt vermuten, was die Anamnese vollauf bestätigt, daß S. sich wegen seiner Beschwerden schon seit Jahren Gedanken machte und sich weniger beim Arzte als anderswo Rates erholte. Tatsächlich hatte sein phantastischer, unklarer Wissensdurst in dem Studium populär-medizinischer Schriften ein neues Feld der Betätigung gefunden. S. ruhte nicht, bis er das Bild einer Krankheit entdeckte, die der seinigen zu entsprechen schien. Er fand, daß eine „Krankheitsbelastung des Rückenmarks", eine „Rückenmarkshyperämie" es war, die seine Lebenskraft herabsetzte. Da die Aerzte, denen er diese seine Ansicht vortrug, sich nicht darauf einließen, folgte er auch ihren Anordnungen nicht, leitete vielmehr eine Selbstbehandlung ein. Er ging dabei aus von den durch Zeitungsreklame in Laienkreisen wohlbekannten und vielgelesenen Schriften der Homöopathen und Naturheilkundigen, die er mit großem Fleiß durcharbeitete.

Zunächst behandelte S. seine Rückenschmerzen mit kalten Umschlägen und Wickeln; diese wirkten zwar sehr angenehm, beseitigten aber die Schmerzen nicht vollständig. Von Vollbädern und Flußbädern kam er bald ab, da er daraufhin eine Abschuppung der Haut zu bemerken glaubte. Als er dann von russischen Schwitzbädern las, suchte er sich zuerst selbst einen entsprechenden Apparat zu konstruieren. Die Versuchsanordnung scheiterte aber mit einem kläglichen Fiasko und hätte S. beinahe das Leben gekostet. Er kaufte sich deshalb einen fertigen Schwitzkasten und benützte ihn über ein Jahr lang, anfangs häufiger, später seltener, bis er eines Tages, erschöpft durch das Schwitzen und eine gleichzeitig betriebene

Fastenkur, unmittelbar nach Verlassen des Kastens ohnmächtig zusammenbrach. (Leichtere Schwindelanfälle hatte S. übrigens schon vorher bei forcierten Atmungsübungen erlitten.)

Von da ab gehörte das Schwitzbad der Vergangenheit an. Die hydrotherapeutischen Maßnahmen überhaupt traten jetzt mehr in den Hintergrund gegenüber Diät- und Fastenkuren, mit denen S. seine Verdauungsstörungen zu beseitigen gedachte. Eine Broschüre „Wie werde ich energisch?“ hatte das Fasten als die „Willenskur der großen Leidenschaften“ angepriesen, und S. wollte es ausprobieren. Aber regelmäßig nach 3 Tagen verließ S. bei den wiederholten Versuchen die nötige Willenskraft; er setzte dann aus mit dem Fasten, um es nach Tagen oder Wochen von neuem zu versuchen. Die Zwischenzeit füllte er aus mit Bandwurmkuren. Er lebte nämlich, seitdem ihm von ärztlicher Seite ein Bandwurm abgetrieben worden war, ständig in der Angst, der Kopf sei nicht mitabgegangen, und ließ sich durch Zeitungsannoncen verleiten, die verschiedensten Mittel kommen zu lassen und zu erproben. Hatte er sich dann damit den Magen gründlich verdorben, so mußte zu dessen Schonung wieder eine Fastenkur eingeleitet werden.

Eine andere Diätkur bestand in der ausschließlichen Ernährung mit Eiweiß und etwas Tropon. Dadurch sollte, wie ein „englischer Arzt“ nachwies, die „Harnsäureüberlastung des Blutes“, die vermutliche Ursache seiner Krankheit, behoben werden. S. fand aber, daß sein Körper mit Harnsäure so sehr überschwemmt sein müsse, daß die Entfernung des Giftes Jahre in Anspruch nehmen würde. Um die Behandlung solange fortzusetzen, dazu fehlte ihm wieder die nötige Energie.

Die Mißerfolge der vielen Experimente, die S. am eigenen Leibe vornahm, entmutigten ihn immer noch nicht. Sobald er von einer neuen, ihm unbekannten Heilmethode erfuhr, konnte er der Versuchung, sie auszuprobieren, nicht widerstehen. So las er von der Augendiagnose. Er erzählt darüber: „Die Sache war mir nagelneu; ich mußte wissen, was es war.“ Und er reiste eigens nach Tübingen und Stuttgart, um sich nach der diesbezüglichen Literatur umzusehen. Er bekam auch nach langem Suchen schließlich eine entsprechende Schrift, arbeitete sie fleißig durch, untersuchte sich dann selbst und fand sein „Darmfeld verkalkt“. Um das Verfahren persönlich kennen zu lernen, unternahm S. eine Reise an den Niederrhein zu dem bekannten Lehmpastor Felke, blieb acht Tage lang

dort und ließ sich untersuchen und behandeln. Dann wurde ihm der Aufenthalt dort zu teuer, und um eine Enttäuschung reicher kehrte er nach Hause zurück.

Durch volkstümliche Broschüren kam S. nunmehr auf den Gedanken, durch vermehrte Sauerstoffzufuhr seinen Stoffwechsel anzuregen, schädliche Bestandteile des Körpers zur Verbrennung zu bringen, die im Blut kreisende Harnsäure zu binden, den Organismus „auszuputzen". Dies versuchte er zuerst mit einem Präparat „Novozon", dann durch Einatmung von reinem Sauerstoff, den er in Stahlflaschen aus einer chemischen Fabrik bezog, in einen von ihm selbst gebauten Gasometer überfüllte, unter Ueberdruck setzte und durch einen Schlauch aus dem Gasometer in den Mund leitete, bei gleichzeitig zugehaltener Nase. Da auch diese Kur, abgesehen von der Erzeugung eines gewissen Wärmegefühls, ohne Erfolg blieb, wurde sie bereits nach acht Tagen wieder ausgesetzt.

Von demselben Gedanken der Steigerung des Stoffwechsels ging S. aus, als er durch Atropin sein Nervensystem so beeinflussen wollte, daß Fieber entstehe. Dadurch sollten die Krankheitsstoffe aus dem Körper hinausgeschafft werden. Da ihm der Apotheker Atropin nicht verabreichte, ließ er sich von Schülern, angeblich zur Demonstration der Giftpflanze, Tollkirschenzweige mit reifen Beeren sammeln; trieb darauf Blätter und Früchte durch eine Fleischhackmaschine, setzte Weingeist zu und ließ die Mischung zwei Tage stehen. Von dem so bereiteten Extrakte nahm er erst vorsichtig drei, dann zehn Tropfen und, als er außer einer leichten Trockenheit im Hals und Flimmern vor den Augen keine Wirkung verspürte, einen vollen Eßlöffel auf einmal ein. Die Folge dieser wahnwitzigen Kur war eine fürchterliche Trockenheit des Halses, Brennen der Augen, starkes Herzklopfen u. a. Was aber nicht eintrat, das war das ersehnte Fieber. Froh, daß die schlimmen Folgeerscheinungen rasch wieder verschwanden, warf er den Rest der Arznei fort.

Trotzdem ließ S. seine Hände nicht weg von anderen, wenn auch vielleicht weniger gefährlichen Heilmethoden. Aber so viele Mittel er auch anwandte, er hatte kein Glück damit. Seine hypochondrischen Beschwerden besserten sich in keiner Weise durch alle diese Experimente. Im Gegenteil wirkten die zum Teil sehr angreifenden Prozeduren äußerst ungünstig auf seinen Gesundheits-

zustand und dadurch wieder auf sein subjektives Krankheitsgefühl ein. Innerhalb weniger Jahre war sein Körpergewicht von 150 auf 120 Pfund gesunken. Eine latente Lungentuberkulose wurde wieder manifest; S. erkrankte 1909 an einem Spitzenkatarrh, der zwar nach drei Monaten wieder ausheilte, ohne weitere objektive Folgen zu hinterlassen, der aber doch seinerseits den Organismus weiterhin schwächte.

Mit der Herabsetzung der körperlichen Widerstandsfähigkeit ging Hand in Hand eine zunehmende geistige Leistungsunfähigkeit, eine wachsende Ueberermüdung der psychischen Funktionen. S. konnte sich ernsten geistigen Arbeiten nur für kurze Zeit widmen; die Schaffenskraft versiegte, die Arbeitsfreude erlahmte. Sein zweites Dienstexamen, das er bis 1907 immer wieder hinausgeschoben hatte, bestand er zwar, aber nur mit sehr mäßigem Erfolge. Die Absicht, ein weiteres Examen zu machen, scheiterte an seiner raschen Ermüdbarkeit und der Unfähigkeit, sich zu konzentrieren. Ein Vorgesetzter stellte S. 1907 das Zeugnis aus: „Seine spiritistischen Experimente haben ihm den Geschmack an der Arbeit verdorben"; ein anderer Vorgesetzter schreibt 1912: „Die Schularbeit war oberflächlich, auf den Schein angelegt". S. wurde es unmöglich, gefaßte Vorsätze durchzuführen. Der normale Widerstand gegen äußere Einflüsse schwand; S. war unfähig, seinen eigenen Willen durchzusetzen. So oft er sich z. B. auch vornahm, zu bestimmter Stunde vom Wirtstisch nach Hause zu gehen, konnte er sich doch nie dazu aufraffen, seinem Vorsatz treu zu bleiben. Immer wieder ließ er sich durch andere bereden, seine ursprünglichen Absichten zu durchbrechen. S. war sich dieser seiner Haltlosigkeit und Willensschwäche bewußt und ärgerte sich darüber, so oft er daran dachte. Es überkam ihn dann ein niederdrückendes Gefühl, das zu Zeiten zu schweren Verstimmungen führte. Dazu kam eine vermehrte Erregbarkeit, ein Ansprechen der Psyche auf immer geringere Reize, eine Steigerung der affektiven Reaktion. So wurde S. gelegentlich einer kleinen Unachtsamkeit eines Schülers derart aufgeregt, daß das „Blut so gerollt, das Herz so geschlagen habe wie noch nie; die Beine waren wie halb gelähmt, sie zitterten, so daß ich beinahe zu Boden gestürzt wäre".

Die Heirat mit einer empfindlichen und launenhaften Verwandten trug nicht dazu bei, seine Stimmung gleichmäßiger zu gestalten, die Lebhaftigkeit seiner Affekte abzuschwächen. Im Gegenteil wirkten

die schlechten Launen der Frau „induktiv“ auf das Vorstellungsleben des Kranken und riefen auch bei ihm Unlustgefühle wach. Auch steigerten ihn, wenn er in dem Gedanken an seine Haltlosigkeit schon vorher verärgert war, die nichtssagenden Vorwürfe der übelnehmerischen Frau noch tiefer in seine Verstimmung hinein. So traten denn bei S. seit etwa zwei Jahren meist aus äußeren Anlässen, öfters begünstigt durch vorausgegangenen mäßigen Alkoholgenuß, krankhafte Steigerungen seiner verdrießlichen, unzufriedenen Stimmungslage auf, richtige Dysphorieen von meist zwei- bis dreitägiger Dauer. In solchen Zuständen überlegte sich S. immer wieder, wie er der Verstimmung entfliehen könnte; er sprach auch öfters den Gedanken aus, er werde seinem Aerger über sich selbst noch einmal ordentlich Luft machen, indem er auf und davon gehen werde. Zunächst war es aber noch bei dem bloßen Vorsatz geblieben. Zu irgend welchen impulsiven Handlungen, zu poriomanischen Attaken war es noch nicht gekommen. Die unlustbetonten Vorstellungen waren noch nicht stark genug, um die natürlichen Hemmungen zu durchbrechen. Schließlich gewann aber doch die gesteigerte psychische Reaktion auf einen dysphorischen Reiz die Oberhand über die geschwächte Willenskraft des Patienten. So kam es dann zu der Reise, von der wir nunmehr berichten wollen.

Am Sylvesterabend 1911 fühlte sich S. ohne bestimmte äußere Ursache beim Gottesdienst seiner Gemeinde im Orgelspiel unsicher, schlecht disponiert, glaubte beim Vortrag der Melodie Fehler zu machen, was ihm früher nie vorgekommen war. Darüber verärgert, begab er sich abends zu einem Sylvestertrunk ins Wirtshaus, nachdem er seiner Frau versprochen hatte, bald zurückzukehren. Er ließ sich aber, entgegen seiner Absicht, dazu verleiten, nach alter Sitte das neue Jahr in geselligem Kreise zu erwarten, und blieb lange über Mitternacht hinaus sitzen. Erst gegen vier Uhr morgens suchte er seine Wohnung auf, nicht betrunken, doch wohl auch nicht ganz nüchtern. Tief deprimiert erwachte er am Neujahrsmorgen und machte sich bittere Vorwürfe darüber, daß er seinen Vorsatz nicht durchgeführt habe. Als ihm dann noch seine Frau das Nichteinhalten seines Versprechens vorhielt, steigerte sich der Aerger zu einer schweren Verstimmung, die sich auch nicht legte, als die Frau ihre Vorhaltungen bedauerte. Mißmutig und voll innerer Unruhe lief S. im Hause hin und her, lehnte es ab, zu Mittag zu speisen,

äußerte seiner Frau gegenüber: „Ich muß fort von hier, fort nicht wegen Deiner, sondern wegen Meiner.“ Es beherrschte ihn das Gefühl „einfach fort, nur fort!“ wohin wußte er selbst nicht. Ohne irgend welche Vorbereitungen für eine Reise zu treffen, ohne sich über etwaige Reisepläne auszusprechen, verließ S. am 1. Januar 1912 gegen drei Uhr nachmittags seine Wohnung, um, wie er sagte, ein Wirtshaus in der Umgegend aufzusuchen. Er trug nur einen Regenmantel und Spazierstock bei sich und hatte seinen kurz zuvor ausbezahlten Monatsgehalt in der Höhe von etwa zweihundert Mark angeblich „zufälligerweise“ in der Tasche.

Von da ab ließ S. seine Angehörigen lange ohne Nachricht. Plan- und ziellos lief er fort und gelangte anderthalb Stunden später auf die Bahnstation A. Lange stand er hier auf einem Fleck und kämpfte gegen den unwiderstehlichen Drang, in die Ferne zu reisen. Einige Stunden lang reichten die inneren Hemmungen aus; selbst als ein Zug vorbeifuhr, war S. noch ganz unschlüssig und stieg nicht ein. Um seine Aufgeregtheit zu dämpfen, trank er in einer benachbarten Wirtschaft langsam zwei bis drei Gläschen Bier. Allein die innere Unruhe trieb ihn wieder hinaus auf den Bahnhof. Ein zweiter Zug fuhr in die Station herein. Noch wußte S. nicht, was tun. Da, ehe er zu einem vernünftigen Entschluß gekommen war, sprang er im letzten Augenblick vor der Abfahrt des Zuges an den Schalter, löste sich eine Fahrkarte vierter Klasse nach Straßburg und stieg ein. Als sich der Zug in Bewegung setzte, dachte S. „jetzt ist alles verloren“, setzte sich still in eine Ecke, sprach kein Wort, kümmerte sich nicht im geringsten um andere Fahrgäste, schaute weder während der Fahrt noch bei dem Aufenthalt auf den Stationen zum Fenster hinaus. Er brütete stumpf vor sich hin und fühlte sich tief unglücklich, ohne aber dabei an Selbstmord zu denken. „Ein Gram, ein kollosaler Gram ist in mir gesteckt.“

Von diesen überwertigen Vorstellungen war sein ganzes Gedankenleben so sehr beherrscht, daß andere Erwägungen fast völlig daraus verbannt wurden. Trotzdem gewann, allerdings nur vorübergehend, der Gedanke der Umkehr die Oberhand. S. stieg an einem Knotenpunkt der Strecke A.-Straßburg aus. Allein der innere Drang trieb ihn unwiderstehlich, unbezwingbar weiter. Ohne recht zu wissen, was er tat, löste er eine Fahrkarte nach Basel. Von der ganzen Bahnfahrt dahin vermag er sich nur daran zu erinnern, daß er beim Ausrufen der Station Müllheim an ein kurz vorher hier

vorgefallenes Eisenbahnunglück dachte. So sehr war seine Aufmerksamkeit durch die in seinem Innern sich abspielenden Vorgänge gebunden. — In Basel abends angekommen, suchte S. ein Hotel auf und begab sich, ohne im Verlauf des ganzen Tages etwas gegessen zu haben, zu Bett. Ohne Frühstück fuhr er in der Frühe des 2. Januar weiter nach Luzern.

Die Stadt Luzern hatte S. früher schon einmal kennen gelernt; jetzt interessierte sie ihn in keiner Weise. Unentschlossen ging er auf dem Bahnhof auf und ab, immer noch lebhaft mit den Gedanken, die seine Reise veranlaßt hatten, beschäftigt. Er faßte jetzt den „Vorsatz, ein anderer Mensch zu werden, und wenn dies nicht möglich wäre, zu Grunde zu gehen; entweder 'rum oder 'num!" Um ein anderer zu werden, wollte er „laufen, so lange laufen, bis er widerstandsfähig werde gegen alles". In Luzern herrschte winterliche Kälte. S. sagte sich: „hier kannst du nicht laufen, fährst eben nach Italien." Und ohne dieser impulsiven Idee eine weitere Gegenvorstellung entgegenzusetzen, fuhr er weiter nach Göschenen. Die vielen Sportsleute, die er hier sah, erweckten vorübergehend in ihm den Gedanken, selber auf Schneeschuhen zu fahren; aber er konnte sich doch nicht dazu entschließen.

Sein Nahrungsbedürfnis war bis dahin sehr gering gewesen. In Göschenen aß er zum ersten Mal seit Beginn der Reise etwas; er nahm ein bescheidenes Abendessen in Gestalt von einer Wurst und einem Stück Brot ein und trank zwei Gläser Bier dazu.

Am Morgen des 3. Januar verließ S sein Gasthaus und fuhr weiter über Chiasso nach Mailand. Diese Fahrt hinterließ keinerlei markante Eindrücke. S. kann nichts davon erzählen, er weiß bloß zu berichten, daß bei der Ankunft in Mailand dichter Nebel herrschte. Infolgedessen gelang es ihm auch nicht, einen Ausgang aus der Stadt zu finden und die geplante Wanderung zu beginnen. Ziellos irrte er den ganzen Tag in der Stadt umher. Er erinnert sich, dabei den Leichenzug eines in Tripolis gefallenen Offiziers gesehen zu haben. Abends kehrte er in einem italienischen Hotel ein und verzehrte eine Wurst nebst einem Glase Wein. Er glaubt, hier die Aufmerksamkeit der anderen Gäste auf sich gezogen zu haben. Alles habe ihm zugesehen und über ihn gesprochen. Er sei aber weiterhin unbehelligt geblieben.

S. brachte die Nacht in dem Gasthaus zu und reiste am 4. Januar mit der Bahn einige Stationen über Mailand hinaus weiter in der

Richtung auf Genua, nachdem ihm tagszuvor seine Absicht, zu Fuß aus der Stadt hinauszukommen, mißlungen war. Auf einer Station, deren Namen ihm nicht mehr bekannt ist, stieg S. aus und faßte den bestimmten Vorsatz: „So, jetzt wird so gelaufen, bis ich bin, wie ich sein will; oder ich muß draufgehen; eins von beiden muß sein!“ Ohne sich um die Reize der Landschaft zu kümmern und ohne an Speise und Trank zu denken, wanderte er bis es Nacht wurde, und suchte sich einen Platz im Freien zum Nachtquartier. In der Nähe einer Bahnlinie legte er sich nieder und versuchte einzuschlafen. Allein das Geräusch der zahlreichen vorüberfahrenden Bahnzüge hinderte ihn daran. So wanderte er denn in der Nacht weiter, bis ihn die empfindliche Kälte zwang, in einem Wirtshaus der nächsten Ortschaft einzukehren.

Früh morgens zog S. am 5. Januar nüchtern weiter. Mit Hilfe einer elektrischen Bahn, die er für die letzte Wegstrecke benützte, erreichte er abends Genua. Den ganzen Tag hatte er außer Wasser nichts zu sich genommen. Jetzt speiste er in einem einfachen Gasthaus, in dem er dann auch übernachtete.

Trotz Müdigkeit und Schmerzen in den Beinen folgte S. am 6. Januar dem Trieb weiterzuwandern und schlug einen Weg nach Süden ein, der Küste entlang. Nur einmal blieb er in dieser prächtigen Gegend einen Augenblick stehen, um die Schönheiten der Natur zu bewundern. Aber er konnte sich auch hier nicht recht freuen; er dachte bloß, man könnte hier seine Freude haben an der Natur, wenn man sich in anderen Verhältnissen befände als er. Er war ja, wie er betont, kein Vergnügungsreisender; er wollte nur wandern, sich kasteien, sich alles möglichst unbequem machen, um dadurch zu gesunden. So brachte er auch, obwohl er bitterlich fror, die nächste Nacht im Freien zu und wanderte todmüde am 7. Januar weiter. In Chiavari versagten seine Kräfte, er mußte endlich ausruhen. Er wollte aber für Essen und Trinken und Nachtquartier kein Geld mehr ausgeben und ging deshalb nicht in ein Gasthaus, sondern in einen Kinematographen. Diese Ruhepause von einer kurzen Stunde Dauer, die er sich gönnte, genügte aber nicht. Die Beine wollten S. nicht mehr weiter tragen. So fuhr er denn mit der Bahn nach Genua zurück, wo er billiger übernachten zu können hoffte.

Als S. aber am 8. Januar dieses Außerachtlassen seines Grundsatzes, immer weiter zu wandern und im Freien zu nächtigen, zum

Bewußtsein kam, traten die unlustbetonten Vorstellungen der Haltlosigkeit und Nachgiebigkeit äußeren Verhältnissen gegenüber wieder in stärkerem Maße auf und gaben der etwas abgeflauten Verstimmung neue Nahrung. So trieb es S. wiederum unwiderstehlich weiter, fort in eine Gegend, deren wärmeres Klima es gestatte, auch zur Winterszeit das Nachtquartier unter freiem Himmel aufzuschlagen. Da fand sich eine Gelegenheit, für wenig Geld zu Schiff nach Neapel zu kommen, und S. benützte sie. Die am 2. Tage (9. Januar) sich bei ihm einstellende Seekrankheit ließ bei S. die überwertigen Ideen vorübergehend in den Hintergrund treten. Es war, wie wenn sich ein Schleier lüftete. S. dachte an die Schwierigkeit der Situation, in die er sich gestürzt hatte, und sagte zu sich selber: „Du mußt umkehren!“ Aber schon nach einem kurzen Augenblick engte sich der Kreis der Vorstellungen wieder ein, und S. dachte nicht mehr an die Heimreise, versank vielmehr wieder in sein stumpfes Dahinbrüten.

In Neapel, wo das Schiff am 10. Januar eintraf, wurde S. in einer Schenke von einem Deutschen, der ihn als Landsmann erkannte, angeredet. S. hatte aber durchaus keine Lust, ein Gespräch anzuknüpfen; er sprach nichts und ignorierte den Mann, der ihn angesprochen, vollständig. — Nachdem er entgegen seinem Vorsatz sich am 10. Januar genötigt gesehen hatte, im Gasthaus zu schlafen, wollte er wieder im Freien übernachten und beabsichtigte, zu diesem Zweck den Vesuv zu besteigen, den er zu solchem Unternehmen für wie geschaffen hielt. Am 11. Januar erreichte er den Gipfel nicht, da er von Neapel ab den ganzen Weg zu Fuß ging, und so mußte er abends in die Stadt zurückkehren. Am Tag darauf gelang ihm jedoch das Vorhaben. Aber rasch mußte er sich auf dem Gipfel des Vesuvs von der Undurchführbarkeit seines Planes überzeugen, und so verließ er voll Unmut nach zwei Minuten den Gipfel, ohne sich weiter um die Sehenswürdigkeit des Ortes zu bekümmern.

So war die Absicht, im Freien zu nächtigen, wiederum gescheitert, und S. bezog von neuem in Neapel ein Nachtquartier. Lichtere Augenblicke, wie sie während der Seereise erstmals aufgetreten waren, stellten sich jetzt öfters ein. Von Zeit zu Zeit gewann die Ueberlegung, daß er doch einen zweifelhaften Schritt getan, im Bewußtsein des Kranken Raum, und als er am 13. Januar einen geeigneten Dampfer für die Rückfahrt nach Genua fand, rang

sich der Gedanke der Umkehr schließlich doch zum Entschlusse durch. Am 15. Januar traf S. wieder in Genua ein und suchte dasselbe Gasthaus auf, in dem er früher gewohnt hatte. Der Wandertrieb war aber noch nicht völlig erloschen. Noch einen ganzen Abend lang schwankte S. hin und her, was er weiter unternehmen solle. Er dachte wohl an die Folgen, die seine Reise allenfalls für seine staatliche Stellung haben konnte, und an den Kummer, den er seinen Angehörigen wahrscheinlich bereitet hatte. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten diese seit seiner Abreise nichts von ihm erfahren. Impulsiv, einem plötzlichen Einfall folgend, schickte er schließlich nach Hause ein unterschriftloses Telegramm des Inhalts: „Erwarte Brief nach Genua Hotel Germania." Am 17. Januar erhielt er darauf von seiner Frau über das Ergehen der Seinen eine vollauf befriedigende Antwort. „Da wurde ich ganz anders", erzählt S.; er wunderte sich beim Blick in ein Schaufenster über sein verwildertes Aussehen, ließ sich zum ersten Male wieder rasieren und ergänzte seine Wäsche, die er bis dahin ohne jeden Wechsel auf dem Leib getragen hatte, wenigstens durch einen neuen Hemdkragen, den er sich kaufte. Dann beschleunigte er die Heimreise nach Möglichkeit und fuhr in einem Zuge durch bis R. in Württemberg, einer seinem Wohnort nahe gelegenen Bahnstation. Die letzte Strecke Wegs legte er vollends zu Fuß zurück in dem begreiflichen Wunsche, das Aufsehen, das er auf dem heimatlichen Bahnhof bei seiner Ankunft mit dem Zuge erregt hätte, zu vermeiden.

So traf S. nach mehr als 17tägiger Abwesenheit unerwartet am 18. Januar abends zu Hause ein, müde und abgespannt, unordentlich aussehend, mit vierzig Mark in der Tasche. — Er hatte die Kosten der ganzen Reise mit 160 Mark bestritten.

Ein volles Verständnis für die Tragweite seiner ohne Urlaub, ohne jegliche Mitteilung an die Behörde unternommenen Reise konnte S. auch jetzt noch nicht gewinnen. Das Gefühl des Absonderlichen und Krankhaften der Wanderung war in seinem Bewußtsein nur dunkel vorhanden. So konnte er auch die Freude seiner Angehörigen, die Anteilnahme der ganzen Gemeinde an seiner glücklichen Heimkehr nicht recht begreifen.

Auch als sich S. am 26. Januar 1912 auf Anraten des Arztes zur Beobachtung seines Geisteszustandes in die Klinik aufnehmen ließ, war in diesem Punkte noch keine Veränderung seines Verhaltens eingetreten. Die den anderen so unbegreifliche Wanderung

stand ihm durchaus nicht als etwas Fremdartiges gegenüber. Die etwaigen Folgen der Reise waren ihm ziemlich gleichgültig, obwohl er sich darüber klar war, daß er unter Umständen seiner Stellung verlustig gehen könnte. Er gab in der Zeit vom 26. bis 29. Januar seinen ausführlichen, manchmal fast weitschweifigen Reisebericht, er erzählte mit vielem Behagen von seinem Zustand während der Wanderung, als ob diese beinahe etwas Selbstverständliches, etwas Alltägliches wäre.

Erst anfangs Februar, gegen das Ende seines Aufenthalts in der Klinik, trat eine beachtenswerte Wesensveränderung bei S. ein. Er fühlte sich plötzlich viel wohler und freier. Der dumpfe Druck, der immer noch auf ihm gelastet und sein Denken und Handeln eingeengt hatte, verschwand. Das Gefühl des Fremdartigen und Unverständlichen der Reise war mit einem Male in ihm erwacht. Er empfand ein gewisses Mißvergnügen, wenn davon die Rede war, und zeigte keine rechte Lust mehr, über die Wanderung so ausführlich Auskunft zu geben, wie bisher. Er hatte ein klares Verständnis für die aus seinem Unternehmen sich möglicherweise ergebenden Konsequenzen.

Mit dem Eintritt dieser Veränderung fand etwa 5 Wochen nach Beginn des dysphorischen Zustandes, der die Reise eingeleitet hatte, auch deren Nachstadium seinen Abschluß.

Fassen wir die wesentlichen Punkte aus der Krankheitsgeschichte des S. nochmals besonders ins Auge!

Es finden sich keinerlei Anzeichen einer epileptischen oder hysterischen Geistesstörung. Das im Alter von 4 Jahren erlittene Trauma ist ohne Folgen geblieben. Die vor einigen Jahren beobachteten Ohnmachtsanfälle erklären sich leicht aus der Anämie und Entkräftung, die sich bei S. auf der Grundlage einer schwächlichen Körperkonstitution durch jahrelange unzweckmäßige Lebensweise und die Unternährung herausgebildet hatten. Bei dem Fehlen jeglichen anderen Anhaltspunktes können auch die zeitweise aufgetretenen Verstimmungen nicht als pathognomonisch für Epilepsie gelten. Sie erklären sich ungezwungen aus einer psychopathischen Charakteranlage, wie sie bei S. in ausgesprochener Weise vorhanden ist.

Hereditär belastet und schon somatisch mit leichten Degenerationszeichen behaftet, war S. von Hause aus gegen die Schädigungen

des Lebens wenig widerstandsfähig. Von der Disposition zu der Tuberkulose abgesehen, machte sich diese verminderte Lebensenergie hauptsächlich auf dem Gebiet der psychischen Funktionen geltend. Obwohl nicht schlecht begabt, konnte er von Anfang an geistiger Tätigkeit keinen rechten Geschmack abgewinnen. So kam er zwar in der Volksschule mit ihren geringeren Anforderungen an die geistige Leistungsfähigkeit gut mit. Aber schon in der Lateinschule versagte er, und im Lehrerseminar ließ ihn das Gedächtnis im Stich. Die Prüfungen legte er mit recht mäßigem Erfolge ab, das zweite Dienstexamen bestand er knapp, nachdem er es bis zum allerletzten Termine hinausgeschoben hatte. Auch im Leben draußen fehlte ihm die Freude an dem Beruf, in den er vielleicht unpassender Weise von einem kurzsichtigen Vater hineingedrängt worden war.

S. hatte sich schon als Knabe — viel lebhafter als für geistige Beschäftigung — für mechanische Spielereien interessiert. Später verwandte er seine freien Stunden zur Ausführung von technischen Kunststückchen und physikalischen Versuchen. Sprunghaft und wenig ausdauernd in seinem Denken und Handeln kam er damit nicht sehr weit. Ein angeborener Hang zum Phantastischen, eine Vorliebe für mystische Dinge trieb ihn in die Arme des Spiritismus, machte ihn zu einem warmen Freunde hypnotischer Experimente. Als er körperlich erkrankte, reizte es seine Dilettantennatur, die verschiedensten Heilmethoden am eigenen Leibe zu erproben. Unstät und inkonsequent ließ er sich durch neue Anregungen leicht abbringen von bisherigen Gedankengängen und wandte bald diese, bald jene Methode der Selbstbehandlung an. Dabei schenkte er, voll von phantastischer, unwissenschaftlicher Neugier, kritiklos und zu schwach, um seinem gesunden Menschenverstande zu trauen, den widersinnigsten Prozeduren mehr als gebührende Beachtung. Ja er ließ sich zu „Heilmethoden“ verleiten, die ihn in ernstliche Lebensgefahr brachten.

Das Mißlingen seiner Kuren gab S. Anlaß zu mannigfachen Befürchtungen für seine Gesundheit. Im Laufe der Jahre entwickelte sich auf diesem Boden ein hypochondrischer Depressionszustand mit den ausgesprochenen Zeichen einer allgemeinen Nervosität und den Symptomen einer nervösen Dyspepsie und einer „sexuellen Neurasthenie“ geringeren Grades. S. wurde reizbar, ärgerlich, mißmutig, mit sich selbst unzufrieden. Die Stärke der affektiven Reaktion überschritt die Grenzen der physiologischen Breite, be-

sonders nach vorausgegangenem Genuß von Alkohol, gegen den S. von jeher intolerant war. Schon 1899 hatte er sich durch im Rausch begangene Beleidigungen eines Vorgesetzten ein peinliches Disziplinarverfahren gegen seine Person zugezogen. Trotzdem ließ er sich von Zeit zu Zeit immer wieder, haltlos und willensschwach wie er war, zu leichteren alkoholischen Exzessen verleiten. Im Anschluß daran, aber auch durch andere äußere Verhältnisse sowie rein endogen, autochthon bedingt, traten dann seit einigen Jahren tagelang anhaltende Steigerungen der hypochondrischen Einstellung, Verstimmungen mit Selbstvorwürfen auf. Im Verlauf dieser dysphorischen Zustände machten sich allmählich überwertige Vorstellungen mit motorischen Tendenzen breit. Letzteres war kein Zufall: in dieser Richtung wies den Patienten, wenn auch unbewußt, einmal das Weglaufen aus einer unangenehmen Situation, das bei S. in jugendlichem Alter einst vorgekommen war, sodann seine auch in gesunden Tagen vorhandene Reiselust (er hatte, wie er angibt, alljährlich während seiner großen Schulferien allein oder mit seiner Frau zusammen Wanderungen und Radtouren in Württemberg und in der Schweiz unternommen); auch die in der Vorgeschichte erwähnten, sonderbar anmutenden Reisen, z. B. nach Zürich und an den Niederrhein sind in diesem Sinne zu verwerten. — Ein ausreichendes Maß von Besonnenheit hatte aber S. während seiner Verstimmungsperioden immer noch davon abgehalten, dem inneren Drange, zu reisen, nachzugeben. Erst eine besonders stark ausgeprägte Dysphorie ließ diese Schranken doch einmal durchbrechen und führte am 1. Januar 1912 zu der oben beschriebenen Reise.

Inwieweit im vorliegenden Fall der vorausgegangene Alkoholgenuß direkt als auslösendes Moment für den Fuguezustand angesehen werden darf, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben, da eine mehr endogene Verstimmung schon vorher bestand. Nach Gaupp kann aus einer epileptischen Verstimmung durch Alkoholgenuß ein Dämmerzustand mit seinen Folgeerscheinungen werden; vielleicht darf man in ähnlichem Sinne auch hier annehmen, daß durch Alkoholwirkung sich aus der einfachen Dysphorie ein Zustand entwickelt hat, in dem das Bewußtsein, das Verantwortungsgefühl für die eigene Handlungsweise derart eingeschränkt wurde, daß daraus der erste Beginn einer Fugue entstehen konnte. — In ähnlichem Sinne spricht sich Schultze aus: „Da die Intoleranz gegen Alkohol sich nicht nur bei Epileptikern vorfindet, so werden wir mit der Möglichkeit rechnen

müssen, daß der Alkohol ähnlich geartete Reisen auch bei anderen Personen auszulösen vermag, die gegen Alkohol in besonderem Maße empfindlich sind."

Als weiterer Faktor für das Zustandekommen der Reise könnte der zufällige Besitz einer größeren Geldsumme angesehen werden. Doch ist diesem Moment im Fall S. keine allzugroße Bedeutung beizumessen, da S. erstens einige weitere hundert Mark unangetastet zu Hause liegen ließ, und zweitens von den zweihundert Mark, die er mitgenommen hatte, volle vierzig Mark wieder nach Hause zurückbrachte. Hätte der Geldbesitz eine ausschlaggebende Rolle gespielt, so hätte sich S., wie es sonst bei Psychopathen bisweilen beobachtet wird, nicht gescheut, alles verfügbare Geld mitzunehmen, und er wäre wahrscheinlich erst nach völligem Versagen seiner Mittel umgekehrt.

So dürften der vorhergegangene Alkoholgenuß und der zufällige Geldbesitz wohl nur als unterstützende Momente der Reise des S. betrachtet werden. Die Hauptursache war in letzter Linie doch wohl die innere, mehr autochthone Verstimmung. Diese war es, die S. unwiderstehlich in die Ferne hinaustrieb.

Was das Verhalten des S. im Verlauf der Reise betrifft, so war es immer soweit korrekt, daß er niemals mit den Organen der öffentlichen Ordnung in Widerspruch kam. In seinem dunklen Drange war er sich zwar durchaus nicht klar darüber, was er eigentlich wollte; er unterwarf sich, wie er sagt, einem fatalistischen Grundsatz, ähnlich dem Kismet der Mohammedaner: „Was kommt, muß eben so kommen!" Trotzdem zeigen seine Handlungen während der ganzen Reise, so verschwommen deren Ziel auch war, einen logischen Zusammenhang, der nirgends unterbrochen ist. Nur einmal (in einem italienischen Wirtshaus) erregte S. Aufsehen; mit Zollbehörden, Polizei oder dergl. kam er nie in Konflikt, obgleich er nicht einmal einen Reisepaß bei sich trug. Er beging keinerlei Verkehrtheiten, wie sie unter denselben Verhältnissen speziell bei Epileptikern das sonst konsequente Handeln durchkreuzen. Und auch die Umkehr erfolgte nicht infolge eines Zusammenstoßes mit einer staatlichen Gewalt, wie dies bei Epileptikern und auch Hysterikern so häufig der Fall ist; sie wurde nur beschleunigt durch ein ungewöhnliches Erlebnis, wie es für einen Binnenländer die Seekrankheit darstellt.

S. befand sich während der Reise nicht in einem „Zustand des

veränderten Bewußtseins“ oder in einem „second état“, welche die epileptischen und hysterischen Dämmerzustände charakterisieren; er war vielmehr immer bei klarem Bewußtsein. Seine Reiseerzählung ist eine fortlaufende, er weiß über jeden Reisetag Rechenschaft abzulegen, über jeden Ort, den er berührte, kurze Auskunft zu geben. Auffallend ist dabei nur die Dürftigkeit, die Gehaltlosigkeit des ganzen Reiseberichtes, insbesondere soweit er die Bahnfahrten der ersten Reisetage betrifft. Dabei aber ist von völligen Gedächtnislücken nichts zu bemerken. Der Mangel an Erlebnissen erklärt sich wohl aus der Inanspruchnahme des ganzen Gedankenlebens, der gesamten psychischen Funktionen durch die stark unlustbetonte Vorstellung der eigenen Haltlosigkeit und durch die überwertige Idee, diesen Zustand durch hohe Anforderungen an die körperliche Leistungsfähigkeit beseitigen zu wollen. Die äußeren Eindrücke konnten geistig nicht verwertet werden, weil sie nicht lebhaft genug waren, um die affektbetonten Ideen aus ihrer beherrschenden Stellung zu verdrängen. So erklärt sich die ausgesprochene Gleichgiltigkeit, das mangelnde Interesse für die Reize fremder Länder. Auch die Bedürfnislosigkeit, die „Abstumpfung der vegetativen Funktionen, namentlich des Schlaf- und Eßbedürfnisses“ (Donath), sowie der Verzicht auf alle Bequemlichkeiten und die Vernachlässigung der geringsten Anforderungen des äußeren Anstandes sind auf das Ueberwiegen anderer, stärker betonter Vorstellungen im Ideenkreise des Reisenden zurückzuführen. Erst durch das Auftreten der Seekrankheit wurden diese affektbetonten Gedanken wenigstens zeitweise zurückgedrängt.

Eine tiefere Störung des Bewußtseins lag also bei S. nicht vor; es war bloß eingeengt. S. unternahm die Reise nicht in einem Dämmerzustand in der Art des Epileptikers oder Hysterikers, in dem die Persönlichkeit völlig verändert ist. Allenfalls könnte man mit Krafft-Ebing den Zustand, in dem sich S. während der Reise befand, als ganz leichten „Dämmerzustand auf neurasthenischem Boden“ bezeichnen. Doch ist diese Nomenklatur wohl besser abzulehnen.

Entsprechend dem Fehlen einer tieferen Bewußtseinstrübung ist auch das Verhalten der Erinnerung an die Reise ungestört. Bewußtseinslücken sind, wie schon oben angeführt, nicht nachzuweisen.

Auffallend und einer besonderen nochmaligen Erwähnung wert ist das Verhalten des S. gegen das Ende und nach Abschluß der

eigentlichen Reise. Von dem Moment ab, wo er sich zum Umkehren entschlossen hatte, empfand S. noch keineswegs wirkliche Reue über seine Handlungsweise. Die Reise kam ihm durchaus noch nicht als etwas Fremdartiges, mit seiner Berufspflicht Unvereinbares (S. hatte keinen Urlaub und die Reise fand nicht in den Ferien statt) vor. Er verhielt sich so, wie es Schultze beschreibt: „sie werden durch ihre krankhaften Reisen auffallend wenig berührt. Jeder von uns würde es doch auf das Peinlichste empfinden, wenn er eines Tages an einem fremden Ort zu sich käme, ohne zu wissen, wie er dahin gekommen ist. Das ist hier nicht der Fall und beweist wiederum die Minderwertigkeit der psychopathischen Naturen.“ — Ob man hier von Minderwertigkeit reden soll, mag dahingestellt bleiben. Die psychotische Natur des Zustandes schließt jede moralische Wertung aus. Auffällig ist aber bei S. weiterhin, daß dieses Gefühl des Unbegreiflichen, des Unerklärlichen, wie es beim Erwachen aus einem lebhaften Traum auftritt — man weiß nicht, ob es Wirklichkeit war oder nicht — sich doch noch einstellte und zwar ganz plötzlich, etwa drei Wochen nach Beendigung der Reise. Erst jetzt sah er das Unverständliche seines Handelns ein, und je mehr er sich zeitlich von dem Vorkommnis entfernte, mit desto größerem Unwillen dachte er daran zurück. Er wollte nicht mehr daran denken.

Sehen wir uns in der Literatur nach ähnlichen Fällen um, so finden wir solche z. B. bei Schultze und bei Pitres. Der Schultze'sche Fall betrifft einen Einjährig-Freiwilligen, „einen leicht erregbaren und sehr ehrgeizigen Menschen, der durch den Gedanken, nicht befördert zu werden, so sehr aus dem psychischen Gleichgewicht gebracht wird, daß er einem unwiderstehlichen Drang, sich (wie er sagt) dem langweiligen Gamaschendienst zu entziehen, nicht widerstehen kann“; der ohne jegliche vorhergehende Ueberlegung, ohne jede Vorbereitung bei erhaltenem, aber offenbar eingeschränktem Bewußtsein als Zwischendeckspassagier nach New-York und von hier aus im Gepäckwagen nach Cincinnati reist, wo er $2^1/_2$ bis 3 Wochen nach Beginn der Reise zu sich kommt und dann (allerdings sofort) einsieht, daß er sich der Desertion schuldig gemacht hat. — Noch viel ähnlicher ist unserem Falle der schon eingangs erwähnte Fall von Pitres: „À certains moments il éprouve le besoin de partir et il se met à marcher, souvent sans savoir au juste où il ira. Dans ses escapades il ne pense à rien. Il n'est jamais

fatigué. La marche est pour lui un véritable besoin qu'il satisfait instinctivement, sans songer à la peine qu'il cause à ses parents, ni au préjudice que lui cause l'abandon de ses affaires. Il est indifférent à tout ce qui touche aux nécessités matérielles de la vie. Il n'a pas envie de boir; il se nourrit de pain et de fruits; il couche n'importe ou; il ne prend aucun souci de la propreté de ses vêtements. Il est toujours conscient de son état. ... Dans le cours de ses pérégrinations le malade s'inquiète fort peu de la beauté des paysages, mais il conserve un souvenir très exact des pays qu'il a parcourus. ... Il parle le moins possible. ... Il conserve toute sa lucidité intellectuelle. ... Jamais il n'a commis d'actes délicieux ou criminels." Die Dauer dieser Reisen beträgt einige Tage bis Monate. — Während Schultze in seinem Fall die „Möglichkeit einer auf dem Boden der erblichen Entartung entstandenen Geistesstörung" annimmt, dabei aber doch mit Rücksicht auf die Anamnese die Diagnose Epilepsie ziemlich sicher stellt, erklärt Pitres seinen Fall durch „un certain degré de neurasthénie".

Der Vergleich mit diesen beiden Fällen, besonders dem letztgenannten, dürfte unsere Ansicht, daß es sich bei S. um einen auf psychopathischer Grundlage entstandenen Wandertrieb handelt, bestätigen. Der Pitres'sche Fall unterscheidet sich von dem vorliegenden im Wesentlichen nur durch das mehrfache Auftreten der Fuguezustände. Zwar ist auch bei S. eine Wiederholung der Wanderung keineswegs ausgeschlossen, besonders bei Berücksichtigung seiner früheren Reiselust und der abortiven poriomanischen Attaken, die der Fugue vorausgingen, sowie bei Würdigung der Tatsache, daß, wenn einmal eine krankhafte Wanderung stattgefunden hat, Rezidive auch durch geringere dysphorische Reize leicht ausgelöst werden. Aber das relativ vorgerückte Alter Fugues sind ja Krankheitserscheinungen, die mit Vorliebe bei Jugendlichen auftreten läßt es doch zweifelhaft erscheinen, ob es sich hier um periodischen oder oft rezidivierenden Wandertrieb handelt.

S. ist, wenn wir das Ergebnis unserer Untersuchung zum Schluß kurz zusammenfassen, ein konstitutionell degenerativer Charakter. Er trägt die ausgesprochenen Züge eines verschrobenen, haltlosen, hypochondrischen Psychopathen. Auf dem Boden seiner hypochondrischen Einstellung und begünstigt durch unglückliche äußere Verhältnisse entwickelten sich bei ihm dysphorische Zustände mit pathologischer Steigerung der affektiven Reaktion. Die dabei hervor-

getretenen impulsiven Neigungen zum Wandern durchbrachen zuletzt die natürlichen Hemmungen und führten zu der einen, oben beschriebenen Reise. Während derselben war das Bewußtsein nicht getrübt, wohl aber durch das Prävalieren affektbetonter Vorstellungen eingeengt. Die Reise verlief korrekt ohne äußere Konflikte. Sie ist ausgezeichnet durch die Gleichgültigkeit gegen die Umgebung und den Verzicht auf die gewöhnlichsten Bedürfnisse des täglichen Lebens. So erklärt sich die Dürftigkeit der Erlebnisse. Die Erinnerung ist intakt. Erst auf ein Nachstadium von mangelnder Einsicht für das Krankhafte der Reise folgte ganz unvermittelt das klare Verständnis für das Unnatürliche und Fremdartige des überstandenen Fuguezustandes. Die Aufhellung des Bewußtseins erfolgte also stufenweise und bewies dadurch die Tatsache, daß die affektiv bedingte Einengung des Bewußtseins verschiedene Grade und Formen aufweisen kann, die bei äußerer Beobachtung des Kranken nicht ohne weiteres von einander unterschieden werden können. Diese Unterscheidung ist umso schwieriger, weil bei unserem Fall S. im Unterschied von den bisher beobachteten Formen des Wandertriebes von einer völligen Umwandlung der Persönlichkeit im „Dämmerzustand" nicht gesprochen werden kann; vielmehr ist die Persönlichkeit auch während der Fugue in ihrer charakterologischen Eigenart unverändert, durch die Bewußtseinseinengung sind ihre Wesenszüge nur pathologisch verstärkt.

Nachtrag.

S. trat nach der Entlassung aus der Klinik am 5. Februar 1912 einen mehrmonatlichen, bis 15. Mai sich erstreckenden Erholungsurlaub an und führte in dieser Zeit eine von uns angeordnete Eisenarsenkur durch. Mitte April und anfangs Mai stellte er sich dann zwecks nochmaliger Untersuchung wieder in der Klinik vor. Er ist inzwischen psychisch wesentlich ruhiger geworden. Die hypochondrischen Ideen haben an Stärke nachgelassen. Verstimmungen sind aus äußeren Anlässen in der Zwischenzeit wohl ab und zu aufgetreten, doch ohne daß der Wandertrieb wieder erwacht wäre.

S. fühlt den günstigen Einfluß der ärztlichen Maßnahmen und verzichtet darauf, sich fernerhin selbst behandeln zu wollen. Er empfindet die wohltuende Wirkung der Ruhe, die er während seines Urlaubs eingehalten, und hat die Absicht, sich um eine leichtere Schulstelle zu bewerben, um den für ihn so gefährlichen Aufregungen einer schweren beruflichen Stellung noch mehr zu entgehen. — Der objektive Befund hat sich bedeutend gebessert: das Aussehen ist frischer geworden, die Sehnenreflexe sind viel weniger lebhaft, der Tremor ist verschwunden. Durch diese erfreulichen Veränderungen im subjektiven und objektiven Befinden hat die günstige Prognose, die wir hinsichtlich des Wandertriebs bei S. gestellt haben, weiterhin an Boden gewonnen.

Literatur.

CHARCOT, Leçons du mardi à la Salpétrière. 1887—88, pag. 112 und 1888—89, pag. 303.

DONATH, Der epileptische Wandertrieb. Archiv für Psychiatrie, Band 32 (1899).

DONATH, Weitere Beiträge zur Poriomanie. Arch. f. Psych., Band 42 (1907).

GAUPP, Die Dipsomanie. 1901.

HEILBRONNER, Fugue und fugue-ähnliche Zustände. Jahrbücher f. Psychiatrie. Band 23 (1903).

JANET, Les obsessions et la psychasthénie. 1903.

KRAEPELIN, Lehrbuch der Psychiatrie. 1904.

PITRES, Leçons cliniques sur l'hystérie. 1891.

REGIS, Précis de psychiatrie. 1906.

SAIZ, Die obsessive psychopathische Konstitution. Med. Klinik 1906, Heft 39 bis 42.

E. SCHULTZE, Beitrag zu der Lehre von der pathologischen Bewußtseinsstörung. Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie, Band 55 (1898).

E. SCHULTZE, Ueber krankhaften Wandertrieb. Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie, Band 60 (1903).

ZIEHEN, Lehrbuch der Psychiatrie. 1908.

Lebenslauf.

Ich, Hermann Dussler, bin geboren am 4. Januar 1888 zu Ulm a. D. Ich besuchte von 1894 bis 1906 Elementarschule und Gymnasium in Ulm, welch letzteres ich mit dem Zeugnis der Reife im Juli 1906 verließ. Im Herbst 1906 wurde ich in Tübingen als Studierender der Medizin immatrikuliert und diente gleichzeitig mein erstes halbes Dienstjahr beim 10. württ. Inf.-Reg. No. 180 ab. Im Februar 1909 bestand ich in Tübingen die ärztliche Vorprüfung, studierte sodann im Sommersemester 1909 in Kiel, im Wintersemester 1909/10 in München, im S.-S. 1910 bis S.-S. 1911 wieder in Tübingen. Hier bestand ich im Dezember 1911 die ärztliche Staatsprüfung. Von 1. Januar bis 31. Mai 1912 war ich Medizinalpraktikant an der Klinik für Gemüts- und Nervenkrankheiten in Tübingen, seit 1. Juni 1912 bin ich in derselben Eigenschaft an der inneren Abteilung des städtischen Krankenhauses zu Ulm.

Zum Schluß ist es dem Verfasser eine angenehme Pflicht, auch an dieser Stelle Herrn Professor Dr. Gaupp für die Anregung zu der vorliegenden Arbeit und für deren Durchsicht seinen herzlichen Dank auszusprechen.